



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die Annexionen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Die Annexionen.

Wir sind seit zwei Monaten so sehr an das Außerordentliche gewöhnt, daß das große, ungeduldig erwartete Ereigniß der letzten Woche, die Einverleibung von Hannover, Hessen, Nassau, Frankfurt in den preussischen Staat, kaum die aufgeregten Hoffnungen befriedigte. Die Karte in der Hand sucht der Preuße alle die weiteren Geschenke, welche die nächste Zukunft ihm verheißt, und unter den wechselnden Eindrücken vermag der Verstand noch kaum die ganze Bedeutung des Gewonnenen abzuschätzen. Wer den Beruf und die Tüchtigkeit des preussischen Staates in ungünstiger Zeit mit festem Vertrauen im Herzen trug, der darf jetzt die höchste Freude empfinden, es ist alles schneller und völliger gekommen, als der ahnende Wunsch zu hoffen wagte.

Jetzt erst ist der Staat Preußen in Wahrheit ein Großstaat geworden, dem eine selbständige Politik nicht nur durch zufällige Kraft der einzelnen Regierenden möglich wird, sondern durch die realen Machtverhältnisse und durch die festfundirten Interessen, welche von ihm umschlossen werden. Es ist nicht der Zuwachs an Quadratmeilen allein; denn im Jahre 1805 war der Landumfang Preußens nicht geringer als jetzt. Aber damals war das Gewonnene ein ungesunder Erwerb, viel slavisches Land, die deutschen Territorien bunt mit Fremdem versetzt, bis tief nach dem Süden verstreut, ein Theil des Landesbesitzes unter Demüthigungen aufgenöthigt durch einen übermächtigen Sieger. Was jetzt gewonnen wurde, giebt dem Staat schmerzlich entbehrte territoriale Einheit, verwandte Stämme, im Norden die Meere, auch im Süden vorläufig eine feste Grenze. In dem großen geschlossenen Landesbesitz, in welchem die Bundesgenossen sicher wie große Enclaven liegen, vermag jetzt ein starker Herzschlag neue Lebenskraft durch alle Theile zu treiben, größer wird Horizont und Urtheil jedes Einzelnen, höher die Zielpunkte der streitenden Kräfte, fester die Charaktere, großartiger auch die Mittel des Staates zur Förderung jeder idealen

und praktischen Thätigkeit. Wir alle vermögen jetzt andere zu werden in dem neuen Hause, stolzer, sicherer und dadurch zuletzt in Wahrheit freier. Das fühlen Millionen mit uns in freudiger Erhebung.

Es ist in den letzten Wochen oft gesagt worden, daß Preußen diesen großen Fortschritt vor allem der Zucht verdankt, welche in dem Staate der Hohenzollern jedem Manne wurde. Seit es eine deutsche Geschichte giebt, wurde Schwäche und Größe des Deutschen vor anderem durch eine uralte Besonderheit des deutschen Charakters hervorgebracht. Stets schloß der deutsche Mann sich willkürlich an andere, und bestimmte wählerisch die Hingabe und die Opfer, welche er bringen wollte, aber sein Pflichtgefühl gegen sein Volk und die gemeinsamen Interessen war jeder Zeit bei ihm schwach. Seine Hingabe war oft treuer und völliger als bei den meisten anderen Völkern, aber es war eine freiwillige Hingabe an Einzelne, an seine Geliebten, an gleichberechtigte Schwurgenossen, an seinen Herrn oder seinen Heiligen. Diese merkwürdige Richtung auf individuelle Freiheit und individuelle Hingabe hat jeden festen Staatsbau in Deutschland verhindert. Der Protestantismus, das edelste Resultat dieser alten Anlage, hat zunächst nur dazu beigetragen, die Isolirung und Uneinigkeit zu steigern, bis nach dem dreißigjährigen Kriege das Volk verwüstet und zerschlagen war und auf ein Bruchtheil seiner frühern Menschenzahl reducirt. Mehr als 150 Jahre brauchte von da die Nation, um Menschenzahl und arbeitendes Capital so weit zu vermehren, daß sie wieder unter den Culturvölkern Europas mitzählen konnte; und wieder störte die altnationale Richtung auf Absonderung und Einschluß in kleine Kreise die Zunahme der Volkskraft ebenso sehr als der Mangel an Menschen und an werbendem Capital. In dieser öden Zeit waren es die Hohenzollern, welche auf engem Gebiet und wenig ergiebigem, menschenarmem Boden zuerst als strenge Haushälter ihren Unterthanen die Selbstwilligkeit brachen, mit eiserner Hand, zuweilen wunderbarlich und tyrannisch, aber arbeitsam und wohlmeinend für ihren kleinen Staat. Sie zwangen ein verkommenes und verwildertes Geschlecht, dem Staate stark zu steuern, Leben und Blut für ihn hinzugeben; am größten war dort die Hingabe und Pflichttreue der Beamten, am vollständigsten die Verwendung des alten Lehensadels im Landesheere, am unermüdlichsten das gewaltthätige Wohlwollen der Herrscher für das Ganze und am härtesten der Zwang, in welchen das Privatleben geschlossen wurde. Aus dieser Königszucht erwachsen die Erfolge Friedrich des Großen, durch sie wurde nach schwerer Niederlage die Erhebung von 1813 möglich, sie hat jetzt den bei weitem größten Theil deutschen Bodens preussisch gemacht.

Diese Zucht war freilich nicht geistlose Dressur und rohe Ausnutzung der Individuen für den Staat; ihre Erfolge verdankte sie dem unablässigen Heranziehen der Intelligenz und kluger Verwerthung der liberalen und sittlichen Zeit-

forderungen für Staatszwecke. Daß die Regierung oft einseitig verfuhr, ja zuweilen höchst berechnete Forderungen unserer Bildung mißverstand, hat doch im Großen nicht die zeitgemäße Entwicklung aufgehalten und nicht das Uebergewicht über die andern deutschen Stämme. Wenn der Preuße höhere Steuern zu zahlen hatte als die meisten Nachbarn, wenn jeder gesunde Mann dem Staate militärpflichtig war, wenn jeder Besizende weit stärker als ein anderer Deutscher daran erinnert wurde, daß er dem Staat Geld, Roffe, Fuhren, Dienste, Arbeit, Leib und Leben zu geben schuldig sei, so hat diese unablässige Nöthigung doch die Cultur des Volkes nicht beeinträchtigt und dem Preußen das Recht gegeben, mit stolzem Selbstgefühl sich als Eins mit seinem Staate zu empfinden.

Daß die Physiognomie, welche ein solches Staatsleben den Angehörigen ausprägt, den Nachbarn nicht immer behaglich erschienen ist, wissen wir. In dem armen Staate Friedrich des Großen galt den Fremden das Leben für besonders reizlos, noch unter Friedrich Wilhelm dem Dritten klagte der Deutsche aus dem Süden mit Recht über das knappe, steife, schulmeisterliche Wesen der Preußen. Schon jetzt ist zu solcher Klage kein Grund. Aber unzweifelhaft, man wird einst in dem stärkern und reichern Leben unserer Zukunft diese ganze spartanische Richtung des alten Preußens als eine einseitige Größe begutachten. Uns kümmert das nicht, denn wir haben Grund, dieses Wesen als etwas sehr Großes zu achten. In dem Staat der Hohenzollern ist den Deutschen zuerst eine Eigenschaft geworden, welche ihrem Wesen seit der Urzeit zu schwach entwickelt war: behende Hingabe des Einzelnen an den Staat.

Auf den böhmischen Schlachtfeldern hat Preußen das älteste Leiden der Deutschen beseitigt; dasselbe Leiden, dem schon Armin erlag, das den Staat der Frankenkaiser und Hohenstaufen verdorben hat, das die undeutsche Politik Karls des Fünften, des Habeburgers, möglich machte, das den dreißigjährigen Krieg nährte und seitdem die Germanenvölker auf dem Continent zu politischer Ohnmacht herabgedrückt hat; die preußischen Heere haben die deutsche Kleinstaaterei getödtet. Das ist der unermessliche Erfolg, die Glorie des preußischen Sieges, und darum beginnt mit dem Sommer 1866 für Deutschland eine neue Geschichte. Noch sind bei weitem nicht alle Consequenzen der großen Arbeit gezogen, nicht alles Verlebte ist beseitigt und neue opfervolle Anstrengungen werden nöthig sein. Aber die Hauptsache ist doch gethan, die Grenzpfähle sind umgehauen, was im Norden des Main davon stehen blieb, ist fast nur noch unschädliche Erinnerung an vergangene Zustände, das kleinstädtische Behagen der Völker und die dynastischen Interessen der regierenden Familien werden nicht mehr die Geschichte des deutschen Staates bestimmen. Wir Deutsche sind jetzt mitten darin, ein moderner Großstaat zu werden und unsern Nachkommen ein Selbstgefühl zu bereiten, welches die Vorfahren selbst damals nicht gehabt haben, als Karl der Große die Sachsen zur Taufe zwang und als Friedrich Rothbart in Mailand einzog.

Und dieser Beginn einer neuen Periode des deutschen Lebens wie findet er die Niedersachsen, die Hessen und die lustigen Franken am Main? Still, passiv, gedrückt wie Leidende, an denen der Arzt eine schmerzliche Operation vollzogen hat. Und die Preußen selbst? Neben der schönen Freude über ein gelungenes Werk doch die Ueberreste alter Verstimmung, persönliches Mißtrauen und aufgesammelten Groll, viele beengende Empfindungen, welche für den Augenblick unterdrückt, aber nicht beseitigt sind.

Wir wissen alle warum. Der Gewinn ist uns geworden, durch kühnen Entschluß Einzelner, die sich vorher selbst in die Lage gebracht hatten, die warmen Sympathien der deutschen Stämme und ihrer populären Vertrauensmänner zu entbehren. Denn was sie während der letzten Jahre in Preußen gethan oder zugelassen hatten, war oft so, daß es den Deutschen ihren stark ausgeprägten Sinn für Billigkeit und Gerechtigkeit empören mußte. Jetzt ist Vielen unbehaglich, das Größte solchen zu verdanken, denen sie mißtrauten, und sie mäkeln an dem Gewinn oder vermögen den Schmerz nicht zu überwinden, daß er nicht auf dem Wege erworben wurde, den sie selbst im Kampf gegen die Regierenden mit gutem Grunde empfohlen haben. Die langen Verathungen des preußischen Abgeordnetenhauses über die Adresse sind ein Symptom dieser Stimmung, das vorsichtige Zurückhalten der Patrioten in den annectirten Ländern ein anderes.

Ja es ist wahr, das Volk verdankt einen großen Fortschritt dem Zufall, daß ein talentvoller und muthiger Mann die auswärtigen Geschäfte sehr patriotisch und sehr eigenwillig leitete. Er besaß das Vertrauen seines Fürsten, nicht das seiner frühern Parteigenossen, noch weniger das Vertrauen des preußischen Volkes. Es ist natürlich, daß die Resultate, welche seine Diplomatie nach den Siegen des Heeres sichert und daß die Organisation des künftigen Bundesstaates, welche er sich erfunden hat, anders nüancirt sind, als wenn er von allgemeinem Zutrauen gestützt, in engem Verkehr mit den namhaften Vertretern unserer Volkswünsche, sein Programm gebildet hätte. — Aber zu groß darf man sich den Unterschied doch nicht denken. Die Thätigkeit des Diplomaten ist grade in den größten Momenten, wo es sich um Krieg und Frieden, um Landerwerb und Verlust handelt, von höchst discreter Natur. In dem eigenen Geist und Charakter muß er seine Hilfsquellen finden; seine Erfolge hängen davon ab, ob er in schnell vorüberfliegenden Stunden die Einwürfe und die geheime Meinung eines Gegners oder Verbündeten richtig erfaßt hat, ob er die Kräfte seines Staates und der feindlichen sicher würdigt, ob er das Wesen seines Fürsten genau versteht und zu beeinflussen weiß, und vor allem, ob er nach langen Reibungen und nach vielen Compromissen noch unbefangene Frische, Geistgegenwart und Festigkeit hat. Niemand als er übersieht die zahlreichen Fäden, in denen die größten Interessen laufen, und niemandem vielleicht als seinem

Herrn darf er Mittheilung von den letzten Motiven machen, welche sein Handeln bestimmen. Es giebt kein Amt, in welchem die Resultate für den Staat so sehr von der Persönlichkeit des Staatsmannes abhängen, als das Ministerium des Auswärtigen.

Das weiß jedermann und jeder Preuße erkennt auch, daß jetzt mitten in der größten Arbeit der Baumeister nicht gestört werden darf, den uns das Schicksal octroyirt hat, er hat sich dem Staate Preußen so nöthig gemacht, daß nach gemeinem Urtheil das Gedeihen des Werkes, wie es einmal begonnen wurde, mit ihm steht und fällt. Es ist auch in diesem Augenblick ganz unthunlich, eine Kritik seiner Person und seiner Thätigkeit auszuüben, denn wir wissen viel zu wenig, was Menschenkraft überhaupt durchzusetzen vermochte; wir haben nicht die Briefe Kaiser Alexander des Zweiten gelesen, nicht das Murmeln von Paris gehört, wir kennen nicht die stillen Bedenken des Freiherrn v. Moltke und nicht die Armeberichte, und wir wissen gar nichts von den letzten Depeschen aus Konstantinopel, wir ahnen auch nur wenig von den gemüthlichen Regungen des Königs Wilhelm und haben keine Vorstellung, wie weit der Ministerpräsident in der Lage war, vertraulichen Bitten hoher Verwandter entgegen zu arbeiten. Wenn er uns sagt, was ich will, ist grade das jetzt Erreichbare, nicht mehr, nicht weniger, so müssen wir ihm zuletzt glauben. Es bleibt uns gar nichts Anderes übrig. Natürlich wir haben das Recht, eine abweichende Auffassung vor ihm zu vertreten, aber nur in der Weise, wie der Advocat seine Partei vor dem Richter vertritt, denn wir sind in Wahrheit nicht zum Urtheilssprechen befugt; ja wir haben nicht einmal das Recht Enthüllungen von ihm zu fordern und er wahrscheinlich nicht das Recht sie vollständig zu geben. Diese Lage ist für den Patrioten, der sein Ideal des einigen Deutschlands in warmem Herzen getragen und Jahre lang dafür in seiner Weise gearbeitet hat, sehr unbequem. Aber wir alle haben uns darein zu finden.

Ohne Zweifel wäre die Einführung der Reichsverfassung von 1849 im Jahr 1866 eine große Sache; es wäre wirklich hoch erfreulich, wenn auch die Bayern, Schwaben und Alemannen vom Seekreis ihre Vertreter zu dem neuen Reichstage senden wollten; ohne Zweifel würde auch die Umschreibung des Königs von Preußen in einen deutschen Kaiser bei vielen, welche möglichste Steigerung irdischer Titel für wünschenswerth erachten, Beifall finden. Was aber in aller Welt sollen diese Forderungen jetzt in einer Adresse des preussischen Abgeordnetenhauses? Ein patriotischer Club mag sich ohne jede Demüthigung bescheiden lassen, daß seine Adresse Unausführbares verlange; ein Journalist kann sich nach jeder Refutation damit trösten, daß er so gut geschrieben habe, als er es verstand; aber das hohe Haus der Abgeordneten darf sich in so großer Sache nicht der Antwort aussetzen, daß es mit mangelhafter Sachkenntniß und falscher Beurtheilung gefordert habe. Selbst nicht um eine edle Idee aufrecht

zu erhalten, darf es in dieser Situation den auswärtigen Geschäften Schwierigkeit bereiten. Und von allen erdenkbaren Formen, in denen die Volksvertretung solchen Wunsch ihrer Regierung ausdrücken könnte, scheint uns die feierliche, welche in dem Lapidarstil der Adresse polemisiert, die unzweckmäßigste.

Wenn die Commission des Abgeordnetenhauses in ihrem Adressentwurf Einführung der Reichsverfassung von 1849 beantragt, so ist die Presse diesem auffallenden Schritt gegenüber gar nicht in der Lage, auf die Paragraphen der Reichsverfassung eingehen zu müssen; die Einführung ist für gemeinen Verstand jetzt unmöglich. Der Entwurf des Grafen Bismarck vom 10. Juli ist bereits Grundlage von Staatsverträgen geworden; für seine Durchführung und nicht für die der Reichsverfassung haben eine Anzahl von Regierungen sich mit Preußen verbunden, ihre Truppen in das Feld geschickt u. s. w. Es wäre doch völlig gegen Recht und Klugheit, wenn Preußen jetzt sofort diese Grundlagen eines neuen Bundes hinfällig machte, und es wäre ein sehr schlechtes Zeichen für den Ernst, mit dem es an eine große Aufgabe geht. Wenn die Volksvertretung aber, wie jeder verständige Mann, erkennt, daß die Regierung die einmal eingenommene Basis nicht verlassen kann, so darf sie das Unthunliche nicht fordern, aus Rücksicht auf ihre eigene Würde nicht und weil sie dadurch im unrechten Augenblick entweder das Vertrauen zu ihrer eigenen Einsicht, oder zu einer loyalen Politik der Regierung vermindern würde.

Eine Voraussetzung der alten Reichsverfassung ist ferner Einschuß der gesammten deutschen Staaten mit Ausnahme Oestreichs. Will die Adresse der Commission etwa gar der preußischen Regierung eine Mahnung zugehn lassen, auch die Länder südlich vom Main in den neuen Bundesstaat zu zwingen? Wieder ist die Regierung durch Staatsverträge verhindert, solche Anmuthung zu realisiren. Nach vielem Blutvergießen in Böhmen, nachdem mit Mühe der Einspruch Frankreichs und Rußlands abgewendet wurde, ist grade jetzt ein Friede geschlossen, der die Staaten im Süden des Main ausscheidet. Soll noch einmal das zur Zeit Unmögliche der Regierung von dem eigenen Volke zugemuthet werden? Wollen unsere Freunde von der Linken Staatsleitung und Commando in einem neuen Kriege gegen eine Coalition der Großmächte übernehmen, so mögen sie uns das offen sagen, sie werden in Preußen wenig Anhänger einer solchen eroberungslustigen Politik finden, die uns bis vor wenig Wochen ganz fremd war. Es ist ihnen selbst in den letzten Jahren fast unmöglich gewesen, im Nationalverein und auf Abgeordnetentagen mit denjenigen süddeutschen Deputirten, welche — wohlgerne — ihnen politisch am nächsten standen, zurecht zu kommen. Mühsam sind ungenügende Beschlüsse dem harten Gegensatz abgewonnen worden. Wollen sie jetzt dasselbe öde Wortgefecht in den ersten Reichstag hereintragen? Wir werden ohnedies genug von chaotischem Durcheinander der Parteien darin ertragen müssen. Unsere Freunde von der Fortschrittspartei sollen doch versuchen,

auch nur persönlich in München oder Stuttgart auf versammeltes Volk zu wirken: sie würden mit Widerwillen und Hohn empfangen und abgewiesen werden. Die Staaten Württemberg und Bayern sind jetzt in eine Krise gekommen, welche, wie wir alle hoffen, für sie und uns in Zukunft zum Heil werden wird. Die Kläglichkeit ihrer politischen Existenz ist ihnen endlich auffällig geworden, aber vorläufig nur dadurch, weil ihre Antipathie gegen Preußen, welche ihre Heere gegen den Norden bewaffnete, sich als kraftlos und ohnmächtig erwiesen hat. Sie sind mit aller Welt unzufrieden, am wenigsten immer noch mit sich, am meisten mit uns. Es braucht dort Zeit, bis die Erkenntniß der Besten, daß nur die Unterordnung unter Preußen ihnen Hilfe bringen könne, auch Erkenntniß des Volkes wird. Die preußische Regierung hat dafür zu sorgen, daß die innere Auflösung Regierungen und Völker nicht zu einer völlig undeutschen Politik treibe, mehr ist jetzt nicht zu erreichen. Und jede Partei muß sich hüten eine Phrase, deren Realisirung sie selbst zur Zeit für unmöglich hält, als dringende Forderung in ihr Programm aufzunehmen.

Zu den Ideen, welche das Jahr 1849 und die Reichsverfassung im Volke zurückgelassen haben, gehört auch die Uebertragung der deutschen Kaiserkrone an den König von Preußen. Schon damals war der Gedanke kein glücklicher. Es war wenigstens kein gutes Omen, daß man ernste Männerarbeit durch einen alten Titel lebendig machen wollte. Indes hatte die poetische Stimmung doch noch einige Opportunitätsgründe für sich. Seitdem haben die Franzosen und sogar die Mexikaner erlebt, daß ihre neue Dynastie die Kaiserwürde wiederherstellte, in Deutschland aber ist durch die lyrischen Dichter und andere politische Tenore der arme verschlafene Kaiser Barbarossa so oft in seiner Ruhe gestört, heftig ermahnt und mit seinen Raben zur Rettung Deutschlands citirt worden, daß die Kaiseridee wirklich recht abgenutzt ist. An sich ist es nur Trödelkram. Die größte Monarchie der Welt trägt auch nur eine Königskrone. Wenn die Hohenzollern sich jetzt mit einer neuen Art von Goldreif schmücken, so wird Italien und am Ende auch Spanien nicht zurückbleiben, und es wird eine allgemeine Potenzirung der fürstlichen Prädicate stattfinden. Einen Sinn hätte die Annahme doch nur, wenn sie nach irgendeiner Richtung praktischen Vortheil gewährte, und diesen Vortheil leugnen wir. Das Kaiserthum würde gegenwärtig weder die Dynastien, soweit ihr böser Wille noch zu fürchten ist, noch die süddeutschen Stämme mit dem preußischen Principat versöhnen. Dem norddeutschen Sinn aber stört die Erinnerung an die elenden Zustände des heiligen römischen Reiches den romantischen Schimmer, der etwa noch an der Krone des abgestorbenen Reiches hängt. Es ist ein moderner Bau, den wir aufführen, und auf neuen Grundlagen; die altpreußische Zucht, welche in ihm zu Ehren kommt, wurde unter der Königskrone erworben; haben wir überhaupt eine Pietät für altes Königsritual, so haben wir sie dafür, daß der erste König von Preußen sich

selbst die Krone vom Riffen nahm und auf das Haupt setzte, und dabei nicht um Kurfürsten, um Salböl und Priesterweihe sorgte. Schon haben die Hohenzollern in letzter Zeit diesen charakteristischen und stolzen Brauch ihres Hauses mit einem schwächeren vertauscht; es ist nicht gut für sie selbst und für uns, wenn sie eine neue Stufe unter ihren Thronessel zimmern und für ihre Häupter eine neue Weihe erfinden. Der neue Bundesstaat ist, soweit er nicht Preußen heißt, durch ein nüchternes, klares Vertragsverhältniß gegründet, der König von Preußen erhält dadurch das Wesen der Macht, er braucht für sich keine anderen Attribute, als das neue Gesetzbuch und sein altes Schwert.

Zuverlässig wird der preussische Verfassungsentwurf vom 10. Juni in der Praxis durch den neuen Reichstag sehr bald Fortbildung und Erweiterung erfahren, aus dem Parlament für Verkehrsinteressen wird zuletzt eine wirkliche Volksvertretung werden, und immer wieder wird man dabei auf die große Arbeit des Jahres 1849 hinblicken. Diese weitere Ausführung ist Sache der Zukunft. Jetzt aber gilt es, schnell und mit gutem Willen nach den gegebenen Baurissen das Haus über uns zu Stande zu bringen. Wer in solchen Tagen Streit über neue Pläne beginnt, handelt unklug gegen seine Partei und unpatriotisch gegen das Vaterland. Grade jetzt ist der preussischen Opposition eine mächtige Aufgabe gestellt. Die Vertrauensmänner des Volkes, welche in schwerer Zeit Front gegen harte Uebergriffe der Regierung gemacht haben, sollen erweisen, ob sie wirklich kluge und gute Werkführer sind. Was ihnen selbst nie zweifelhaft sein konnte, das ist jetzt sonnenklar geworden. Sieg und Herrschaft des Liberalismus ist in Deutschland fortan nicht mehr aufzuhalten, das Legimitätsprincip ist vernichtet, die letzten Ueberreste des Feudalstaats zerfallen. Es ist ein früherer Gegner, der uns diesen großen Erfolg vorbereitet hat, unsere Aufgabe ist, daß wir ihn dabei stützen; handeln wir anders, so werden grade während des Siegs unsrer Sache die Personen, denen wir bisher Vertrauen schenkten, verloren gehen. Die alten Führer vermögen sich dem deutschen Volk nur dann zu bewahren, wenn sie loyal und mit ehrlichem Willen die begonnene Arbeit der preussischen Regierung im festen Einvernehmen mit derselben weiter führen. Wollen sie das nicht, so geht die neue Zeit über sie hinweg, sie verlieren ihre Berechtigung, die höchsten Interessen der Nation zu vertreten, und wir werden erleben, daß alte Gegner unsere Ideen ausführen, und daß unsere große Partei zum zweiten Male in der Lage ist, in schwieriger Zeit ihre Führer zu wechseln.